



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Gipfel der südrheinischen Volkstumsbewegung im Werke Riehls

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

mündliche Erzählung wie die gedruckte Literatur, die Kirchen- und Dorfbücher und anderen Urkunden zu einem mit höchster Liebe gearbeiteten Gesamtbilde von Landschaft und Volkstum, das hinter Riehls schöpferischem Allbild des Volkscharakters und Volksschicksals im Ganzen zurückbleibt, in der sorgfältigen Sammlung aller Einzelheiten aber schon neben dem Riehlschen Werke bis heute seine Stellung verteidigt hat. Das Miteinander dieser beiden Werke ist ein stolzes Zeugnis für die Kraft der südrheinischen Volkstumsbewegung.

In diesen Rahmen gehören die pfälzischen Romane Beckers, die alle in seiner engeren Heimat, Klingenmünster und das benachbarte Burgenland des Wasgaus, angesiedelt sind. Am schönsten bleibt „Hedwig“ 1868, dieser köstliche Liebesroman mit seiner Umrahmung von Land und Volk, Sage und Sitte, mit der klassischen Schilderung der Böhämmerjagd. Neben ihn tritt „Die Nonnensusel“, mit ihrer lebendigen Schilderung des bauerlichen Lebens im Klingenmünsterer Tal, der Münsterer Kirmes, des Billigheimer Purzelmarkts und so fort. „Das Turmkäterlein“ 1871 greift ins elsässische Leben über, das dem Sohne der pfälzisch-elsässischen Grenze tief vertraut ist, während „Meine Schwester“ 1876 als erster Band eines leider nicht weitergeführten Zyklus gedacht war, der das Schicksal einer rheinpfälzischen Familie 1848—1870 behandeln sollte. Der größere Teil seiner späteren Romane aber ist in Mittel- und Norddeutschland beheimatet, wohin ihn sein Geschick 1868 bis an sein Lebensende verschlug. Der Münchener Dichter, der 1859—1864 die liberale „Isarzeitung“ leitete, war einer der Hauptvertreter der süddeutschen Freunde gegen König Maximilians norddeutsche Tafelrunde und gab dieser Opposition in seinem Schlüsselroman „Vervehmt“ 1868 einen so unverhüllten und aufsehenerregenden Ausdruck, daß er noch im selben Jahre seinen Wohnsitz nach Eisenach verlegen mußte. Dort hat er lebhafteste Förderung durch den Großherzog von Weimar erfahren und ist mit einem bedeutenden Teile seines Werkes der pfälzischen Heimat verlorengegangen.

Pfalz und Nassau in gleichem Maße zugehörig ist *Wilhelm Heinrich Riehl* (1823—1897). Die Familie stammte aus dem Elsaß: ein Johann

Michael Riehl katholischen Bekenntnisses wanderte bald nach der Besitznahme Straßburgs durch die Franzosen in die alte Reichsstadt ein, die bis dahin als streng protestantische Stadt allen Katholiken verschlossen geblieben, heiratete 1698 eine Frau aus der Umgebung Straßburgs; er war Tagelöhner, also sicherlich bäuerlicher Umgebung, wahrscheinlich des Bistums Straßburg entwachsen. Sein Sohn war der Tabakarbeiter Johann Adam Riehl, geboren 1703, sein Enkel Johann Georg Riehl, geboren 1754, der sich mit der protestantischen Pfälzerin Marie Christane Bechtluft aus Kirchheimbolanden verheiratete und Ende der 1730er Jahre in den Dienst des Herzogs von Nassau-Weilburg trat, dem die Enklave Kirchheimbolanden gehörte. Als die Heere der Jakobiner 1793 über die linksrheinische Pfalz hinwegfegten, floh der nassau-weilburgische Hof auf seine rechtsrheinischen Besitzungen und nahm unter seinen Dienern Johann Georg Riehl mit. Dessen zweiter Sohn, noch 1790 in Kirchheimbolanden geboren und mit einer Pfälzerin aus dem benachbarten Mannheim vermählt, blieb als Hoftapezierer in nassauischen Diensten; so ist sein zweites Kind Wilhelm Heinrich Riehl denn in der herzoglichen Residenz Biebrich 1823 geboren und in dem kleinen Weilburg aufgewachsen. Pfälzisches Blut mit elsässischem Einschlage, pfälzisches und nassauisches Volkstum vereinen sich so in der Gestalt des Dichters und Historikers, der den Gipfel der südrheinischen Volkstumbewegung darstellt.

In ärmlichen Verhältnissen erwachsen, hat Riehl seinen glänzenden Aufschwung ganz der eigenen Kraft zu verdanken. 1839 endete der hochmusikalische, aber durch Überempfindlichkeit im Leben gescheiterte Vater in Schwermut durch Freitod, und nur die Entsagungskraft der Mutter gab ihm die Möglichkeit, 1841 das Weilburger Gymnasium zu beenden. Als er dann zum theologischen Studium die Universitäten Gießen, Tübingen und Bonn bezog, hat der Achtzehnjährige bereits es verstanden, seinen Unterhalt zum großen Teile durch schriftstellerische Arbeit, durch in der „Didaskalia“, im „Frankfurter Konversations-Blatt“, in Cottas „Morgenblatt“ erscheinende musikalische Aufsätze und seine ersten Novellen zu bestreiten. In Tübingen 1843

erfuhr er den starken Einfluß Fr. Th. Vischers und seiner realistischen Weltanschauung; grundstürzend aber wurde für ihn der Bonner Aufenthalt 1844 und das Erlebnis der Volkstumsvorlesungen Arndts. Hier gedieh in ihm der Entschluß, ein Forscher des Volkstums zu werden, und mit willensstarker Kühnheit stellte er sich auf eigene Füße als freier Schriftsteller. Schon bald wurde der Vielverheißende in die journalistische Laufbahn berufen: 1845—1846 als Schriftleiter am „Frankfurter Konversations-Blatt“, 1846—1847 an der die österreichische Politik vertretenden Frankfurter „Oberpostamtszeitung“, 1847 bis Anfang 1848 an der stark offiziellen „Karlsruher Zeitung“. Er hat in diesen Hunderten von geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, literar- und musikkritischen, politischen, sozialpolitischen und wirtschaftlichen Aufsätzen und Besprechungen an die Öffentlichkeit gegeben, mit der Feder verdienend, aber nie seine Feder verkaufend—vielmehr das Urbild des echten Journalisten, des charaktervollen, wahrheitsmutigen, arbeitskräftigen Mannes, der sich in einem großen Gebiet des Geistes heimisch gemacht hat. Schon jetzt gewahrt man die lebendige Einheit von Volkstumsforschung, Politik, Sozial- und Wirtschaftspolitik, Dichtung, Musik, bildender Kunst und Theater, aus der Richls geniales Werk erwachsen ist. Er kämpft für die volkstümliche Musik, insbesondere für Haydn und die Wiener Tonschule, er streitet mit Eifer und Glut gegen die französisch-italienische Oper und Salonmusik, veröffentlicht 1847 seine wesenhafte Abhandlung „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik“. Aus spätrömantischen Schicksals- und Verkettungsnovellen („Ezzelin in Padua“ 1841, „Kaiser Otto“ 1843, „Eine Hofgeschichte aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.“ 1845) und ebenso gearteten Musikernovellen („Zwei Jahre aus Händels Leben“ 1841, „Giovanni Palestrina“ 1842, „Gretry“ 1843) entsteht allmählich eine reifere novellistische Kunst, die 1847 zu seinem ersten Meisterwerke führt, der in diesem Jahre in der „Kölnischen Zeitung“ erschienenen Urfassung der geschichtlichen Novelle „Der Stadtpfeifer“. Es ist eine Volkstumsnovelle, das Leben eines schlichten Mannes in vielbewegter kriegsverheerter Zeit, ein Musikerleben in Not, Demut,

Entsagung und höchster Opferwilligkeit, dem der erträumte Aufstieg versagt bleibt, das in allen seinen Hoffnungen scheitert und das doch mit einem Lobgesange endet, da es in seinem inneren Werte, in religiösem Vertrauen und unerschütterlicher Beharrungskraft nie zerbrochen worden ist. Das alles ist schon in der Urfassung angelegt, obschon erst die endgültige Fassung in den „Kulturgeschichtlichen Novellen“ 1854 den Lobgesang des Schlusses zum tiefsten Klingen gebracht hat; die 1847er Fassung endet noch mit einer tragisch erscheinenden Entsagung. 1847 erscheint im „Frankfurter Konversations-Blatt“ der soziale Roman „Richard Züribach“, eine mutige Satire auf den Polizeistaat, eine Kampfschrift für die Volksrechte; die Buchausgabe „Eisele und Beisele“ 1848 arbeitet in weniger glücklicher Weise die beiden damals berühmten komischen Figuren der Münchener „Fliegenden Blätter“, Eisele und Beisele, in die Handlung hinein und zerstört damit die frische Lebendigkeit der Urform. Noch vor der Revolution ist auch der im Frühjahr 1848 erscheinende „politische Roman aus den letzten Tagen des Polizeistaates“ „Der Schreiberkönig“ verfaßt, dessen Gegenstand der Kampf eines echten volksliebenden Konstitutionellen gegen tyrannische Bürokratie hier, volksfeindlichen Kommunismus da zur Darstellung bringt.

Am 1. April 1848 begründet Riehl in Wiesbaden, der Hauptstadt seines Heimatstaates Nassau, die „Nassauische Allgemeine Zeitung“ und zugleich die „Gesellschaft für Freiheit und Ordnung“ mit dem Programm eines im Volke verwurzelten, aber geordneten und gesetzhaften Konstitutionalismus. Mit einer durch nichts zu erschütternden Aufrichtigkeit, mit dem Mute zur Unpopularität hat Riehl in seiner Zeitung bis zum März 1850 für echte Freiheit und eine geregelte Volksbewegung gekämpft, hat er einerseits gegen die wirklichkeitsfremde abstrakte Ideologie der Demokraten und Kommunisten, andererseits gegen die volksverderbende Macht der Reaktion gestritten. Eine Fülle glänzender Leitaufsätze in seiner musterhaft eingerichteten Zeitung hat ihm damals den Haß der Gegner zugezogen. Mit Humor und Satire volkstümlicher Art („Nassauischer Eulenspiegel“, „Deutscher Eulenspiegel“), mit Freimut und einer festen politisch-

sozialen Gesamtanschauung in seinen alten Grundlagen ist er für Volk und Volkstum, für die Lebensrechte des Bauerntums als Urquell jedes Staates und für die Weiterentwicklung des Bürgertums eingetreten. In all diesen politischen Auseinandersetzungen vollendet sich sein sozialpolitisches System zur letzten Reife. 1850—1851 erscheinen in Cottas „Deutscher Vierteljahrsschrift“ die Aufsätze zur Geschichte und Lebensform der deutschen Volksstände, die 1851 unter dem Titel „Die bürgerliche Gesellschaft“ in Buchform zusammengefaßt werden. Es ist die aus den Revolutionswirren erwachsene Grundüberzeugung Riehls, daß die Fragen deutschen Volkstums, die sozialen wie die wirtschaftlichen wie die politischen Fragen, nicht durch abstrakte Reformideen, nicht durch einen Westeuropa entlehnten Konstitutionalismus, ebensowenig durch bürokratisch-reaktionäre Eingriffe, sondern nur von den alten Wurzeln bodengebundenen Volkstums aus gelöst werden können: durch Stamm, Siedlung, Sippe und Sitte, die vier großen S. Das deutsche Leben in seinen naturhaften Bindungen, durch Stammes- und Brauchtum, durch die Macht des Familiengedankens, den Einfluß von Heimat und Boden und die alten boden- und sitteverwurzelten Stände bestimmt und geregelt und in geordneter Freiheit weiterentwickelt, die Bedeutung des Bauerntums als Grundlage von Arbeit und Wirtschaft, Volkskraft und Sitte, die Bedeutung des Bürgertums als fester Grundlage der gewerblichen Arbeit und des städtischen Lebens: das ist der Gehalt des vierbändigen Werkes „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“, dessen erster Band „Land und Leute“ 1854, der dritte „Die Familie“ 1855 erschien; als zweiter wurde ihm „Die bürgerliche Gesellschaft“ von 1851 eingegliedert, das „Wanderbuch“ von 1869 als vierter angefügt. Weit mehr als das „Wanderbuch“ hätte das bedeutsame Buch „Die deutsche Arbeit“ von 1861 in seinen Zusammenhang gehört, ein neuartiges, richtunggebendes Werk, das die Arbeit in Sitte und Brauch, Volksdichtung und Sprichwort, nach ihren verschiedensten Erscheinungsformen behandelt und die Arbeit in deutschem Sinne als Lebensquell, Erziehungsmittel, Freudenspender deutet. In keinem seiner Werke ist Riehl uns so unverwandelt nahe

wie hier, man möchte die goldenen Leitworte nur so häufen, die aus reinstem Volksgefühl geboren sind: von der Ehre der Arbeit und des Arbeiters, vom Zusammenhang zwischen Volksgeist und Arbeitserzeugnis, von der Scheidung der drei Begriffe „Erfolg“, „Gewinn“ und „Profit“, von der „Poesie der Arbeit“, vom deutschen Volk als einer „Arbeitsschule im großen Stil“. Das Schlußwort des Werkes drückt unser eigenes Empfinden aus:

„Darum sollen wir Deutsche das letzte Ziel unserer Arbeitsschule großen Stiles nicht dahin gesteckt sehen, daß wir das *reichste* Volk werden, sondern dahin, daß wir *am größten von der Arbeit denken und durch alle Volksschichten in freier Sittlichkeit arbeitsgewaltig ringen nach diesem Ideal.*“

Riehls Hauptwerk gibt eine Volkstumsdeutung als Grundlage für eine *praktische* Volkspolitik — die Politik soll vom Volke, von der klaren Erkenntnis der Volkstumsfragen ausgehen! Riehl fordert eine Politik auf sozialer Grundlage; er vertritt den Vorrang der Innenpolitik; die großen Fragen deutscher Einheit und Größe scheinen ihm nur lösbar von der Grundlage eines in seinem sozialen Bestande gefestigten, in seiner sozialen Weiterentwicklung gesicherten Volkes aus. An diesem Punkte ist der Obersachse Heinrich von Treitschke, der Vorkämpfer preußischer Machtpolitik, aufs schärfste mit dem Pfälzer Riehl zusammengestoßen, in seiner Habilitationsschrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ 1859, die diesen Begriff als unwissenschaftlich ablehnt, wie in seiner Rezension der „Deutschen Arbeit“ 1862, die Riehl als Dilettanten erklärt. Treitschkes machtpolitisch „preußisch“ bestimmte Geschichte und Riehls sozialpolitisch bestimmte „Kulturgeschichte“ sind letzten Endes nur verschiedene Seiten der lebendigen Einheit eines großen Volkes; der Angreifer Treitschke — Riehl hat auf diese Angriffe nicht erwidert — hat hier unvereinbare Gegensätze gesehen und in Riehls Standpunkt den Verrat an großer Politik erblickt, während der Rheinländer die unentbehrlichen Voraussetzungen für jede Politik zu schaffen gedachte.

1851 berief Cotta den berühmt gewordenen Schriftsteller in die Schriftleitung seiner „Allgemeinen Zeitung“ nach Augsburg; hier hat

Riehl in ungemäßen Verhältnissen keine rechte Arbeit zu leisten vermocht. Und dann kam 1854 ein Doppelruf: die Bayrische Regierung bot ihm, auf unmittelbare Anregung König Maximilians, die Stelle eines Pressereferenten im Ministerium und die Herausgeberschaft der neuzugründenden offiziell beeinflussten „Münchener Zeitung“ an, kurz darauf die sächsische Regierung die Hauptschriftleitung der offiziellen „Leipziger Zeitung“ — der Name des „konservativen“ Publizisten hatte sich in den deutschen Ministerien herumgesprochen. Riehl nahm das Münchener Angebot mit der Bedingung an, daß ihm die akademische Laufbahn, das Ziel aller seiner Pläne, an der Münchener Universität eröffnet würde. Es wurde für ihn das Sprungbrett zur Universitätslaufbahn: nachdem er 1854 unbesoldeter außerordentlicher Professor für Statistik und Kameralwissenschaft geworden war, wurde er 1859 in ein Ordinariat für Kulturgeschichte berufen und durchlief eine glanzvolle Laufbahn zum Rektor der Hochschule, Geheimen Rate, später zum Direktor des Bayrischen Nationalmuseums, der großen Sammelstätte bayrischer Volkskunst. König Maximilian, in dessen Tafelrunde er ständiger Gast im Kreise der Geibel, Heyse, Bodenstedt, Schack usw. war, betraute ihn mit dem Sammelwerke „Bavaria“, das Darstellungen des Volkscharakters aller in Bayern vereinten Stämme umfaßte; in diesem Zusammenhange ist die bereits gewürdigte volkskundliche Studie „Die Pfälzer“ 1857 entstanden. Lange Jahre war er zugleich Professor der Musikgeschichte an der Staatlichen Akademie für Tonkunst in München: seine sehr bedeutsamen musikgeschichtlichen Studien („Musikalische Charakterköpfe“, 3 Bände 1853, 1860, 1881) mit ihrem Bestreben, überall das Volkstümliche und dem deutschen Wesen Gemäße aufzufinden und zu charakterisieren, sind heute zu hoher Anerkennung gelangt. Im Sinne volksliedhafter Musik hat er sich als Tondichter in Liedern betätigt („Hausmusik“ 1855), hat eine Fülle von Symphonien, Trios, Quartetten geschrieben; sein Haus war eine Pflegestätte der Musik in München. Als Redner hat er in vielen Hunderten von kulturgeschichtlichen Vorträgen in fast allen Städten Deutschlands gewirkt („Freie Vorträge“, 2 Bände 1873 und 1885). Dazu

kommen seine „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ 1859 und als sein Letztes das selbstbiographische und religiöse Bekenntnisbuch „Religiöse Studien eines Weltkindes“ 1894, Zeugnis eines weltfreudigen Glaubens.

Mit den „Kulturgeschichtlichen Novellen“ 1856, in die drei seiner Jugendwerke, darunter der meisterhafte „Stadt Pfeifer“, umgeformt eingegangen sind, eröffnete Riehl sein reifes Novellenwerk, das mit den Bänden „Geschichten aus alter Zeit“, 1863—1864, „Neues Novellenbuch“ 1867, „Aus der Ecke“ 1875, „Am Feierabend“ 1881 und „Lebensrätsel“ 1888 auf insgesamt fünfzig Novellen anwuchs, die den Lauf der deutschen Geschichte vom Germanentum bis nahe an die Gegenwart begleiten. Geschichte nicht von oben, sondern von unten dargestellt, im Schicksal einfacher, pflichtgetreu arbeitender Menschen gespiegelt, die große Politik in ihrer *Auswirkung im Volke und Volkstum* betrachtet: das ist der wahre Sinn von Riehls so oft im äußerlichen Sinne mißdeuteter „kulturgeschichtlicher“ Novellistik. In diesem Sinne ist sein dichterisches Werk das Gegenstück zu seiner wissenschaftlichen Leistung, seiner Begründung der „Volkskunde“ im tieferen Sinne von Volksschicksal und sozialen Fragen. Als höchster Ausdruck der südrheinischen Volkstumsbewegung hat Riehl von den 1850er bis zu den 1880er Jahren auf dem Gipfel eines ungewöhnlichen Ruhmes gestanden; seit den 1890er Jahren suchte man ihn dann als „kleinbürgerlich“ abzutun; um 1933 ist ihm eine wahre Wiedergeburt beschieden gewesen, eine Neuentdeckung seines Werkes nach den verschiedensten Seiten hin. In ihm und Georg Büchner hat das Rheinland seine hervorragendsten geistigen Vertreter im 19. Jahrhundert gefunden.

Auch in *Martin Greif*, mit seinem eigentlichen Namen Friedrich Hermann Frey (1839—1911) aus Speyer, verbinden sich die Kräfte verschiedener süddeutscher Landschaften. Der Vater stammte aus der Oberpfalz, war längere Zeit Kabinettsrat des Königs Otto von Griechenland, dann Regierungsrat in Speyer; die mütterliche Familie stammte aus dem Elsaß. Nach dem Besuche des Ludwigsgymnasiums zu München trat er 1857 ins bayrische Heer, wurde Leutnant und ver-

öfentliche unter seinem eigentlichen Namen als früheste Dichtungen das Versepos „Die Schlacht bei Leipzig“ 1863 und das Drama „Hans Sachs“ 1865. Der vaterländische Zug tritt schon in diesen Jugendwerken hervor. Als er 1867 das Heer verließ, beginnt eine neue reife Dichtung unter dem Namen „Martin Greif“, der zuerst seinen „Gedichten“ 1868 vorgesetzt ist. Greifs wesenhafte Leistung ist seine Lyrik, im besonderen seine Naturlyrik, vom 1868er Bande bis zu den „Neuen Liedern und Mären“ 1902. Ihre Grundlage ist eine Weltanschauung der Natureingeschmolzenheit, die sich im Umgange mit Wilhelm du Prel bis zu okkultistischen Überzeugungen steigerte. Es ist ein Mitleben bis in den feinsten Hauch, die leiseste Regung, in jede Abschattung von Farbe, Form, Laut und Bewegung, im Einklange mit Empfindung und Gedanke. Die Greifsche Lyrik ist der Aufstand gegen die epigonenhafte Lyrik der Zeit, eine Rückkehr zur *Form* in einem ganz neuen Sinne: die lyrische Form in ihrer Knappheit, im schwingenden Seelenlaut, volksliedhaft auf einen oder wenige klare Züge begrenzt und bis ins Tiefste musikalisch empfunden — wie Greifs neue Lyrik einerseits eine stärkste Formhaftigkeit sucht, so sucht sie gerade in dieser Form das Volkstümlich-Schlichte, den leisen Sang der Seele. Das Volksliedhafte verrät sich am deutlichsten in einem Gedichte wie „Ihr Grab“:

Es blüht ein Grab in treuer Hut,
das beste Herz darinnen ruht.

Zu oberst blühen Rosen rot —
Dein Mund so manchen Kuß mir bot.

Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht.

Zu Füßen liegt ein grüner Kranz —
Ich schwang dich oft im Maientanz.

Die Leute gehen dran vorbei,
mir aber bricht das Herz entzwei.

Höchste Gestaltungen bieten Gedichte, in denen das Volksliedhafte und das Formhafte sich zur vollen Einheit verbunden haben:

Vor der Ernte

Nun störet die Ähren im Felde ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet die andere auch.
Es ist, als ahnten sie alle der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme erzittern mit.

Als Naturlyriker gehört Greif in die Linie rheinischen Naturgefühls, organisch-dynamischer Naturverbundenheit; einzelne Züge seiner Lyrik sind bis ins Impressionistische gesteigert („Boten des Herbstes“: „Wolkengüsse / Frühe Nacht / Breiter Flüsse / wilde Macht —“ usw.), alle Züge aber einer tiefen Naturbeseelung einverleibt. Nicht minder wertvoll ist die zu Unrecht vergessene Balladik Greifs, die in gleicher Weise aus klargeformter Einfachheit und sinnfälligen Schicksalszügen lebt. Hier meldet sich schon das, was seiner Dramatik das innere Wesen gibt: der Drang nach schlichter Versinnlichung des Schicksalhaft-Göttlichen, der tief religiöse Zug, der wie seiner Naturlyrik so seiner dramatischen Dichtung zugrundeliegt. Wenn in „Corfiz Uhlfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark“ 1874 und „Nero“ 1876 die göttliche Weltordnung noch in der Form der sittlichen Schuld und ihrer Sühne zeigen, so ist in „Marino Falieri“ 1878, „Francesca da Rimini“ 1892 und vor allem in der Greif ganz eigentümlichen „Agnes Bernauer“ 1894 die Unschuld des tragischen Helden das eigentliche Sinnbild göttlichen Willens und erhabener Schicksalskraft. Hebbels „Agnes Bernauer“ zeigt die Macht des Gemeinschaftsgedankens und seinen Sieg über die Eigensucht in dem Kampfe der Herzöge, Greifs gleichnamige Tragödie zeigt diese Macht in der Seele der Bernauerin, die in ihrer beispielhaften Leidensfähigkeit ihren Mördern vergibt und den Gatten durch ihr briefliches Vermächtnis von der Rache abhält. Selbstbeziehung und Gemeinschaftsgefühl ist auch der Sinn der vaterländischen Schauspiele „Prinz Eugen“ 1880, „Ludwig der Bayer“ 1891 und „General York“ 1899. Das Vaterländische, die Reichsbegeisterung, die in seiner politischen

Lyrik, in zahlreichen Festspielen zu Ehren Bismarcks usw. zum Ausdruck gelangt, beherrscht die Hohenstaufentrilogie „Heinrich der Löwe“ 1887, „Die Pfalz im Rhein“ 1887, „Konradin“ 1889, in der das Schicksalhafte zu einer besonders klaren und schlichten Eindringlichkeit gesteigert erscheint. Naturlyrik und Schicksalsdramatik sind die verschiedenen Seiten einer und derselben Weltbetrachtung, des Zuges zum Elementaren, zu den ursprünglichen, wesenhaften, göttlichen Mächten, Ausdruck einer tief religiösen Gesinnung, die in Natur und Schicksal Urmächte des Daseins schaut und gestaltet.

Der pfälzischen Dichtung des 19. Jahrhunderts kann nicht gedacht werden, ohne ihrer Ausläufer in fernen Erdteilen, insbesondere *Amerika* zu gedenken. Der ausgezeichnete völkische Lyriker des Amerikadeutschtums tritt uns in dem Pfälzer *Konrad Krez* (1829 bis 1897) entgegen, der als Teilnehmer des pfälzischen Aufstandes 1849 nach den Vereinigten Staaten auswandern mußte und dem wir das schönste, männlich tiefste Heimatlied der übermeerischen Deutschen verdanken, „An mein Vaterland“ vom Jahre 1869:

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
so heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
so würden mich die Toten an dich binden,
die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
wie deine Fortgewanderten dich lieben —
bald würden wir zu *einem* Reiche werden,
und deine Kinder gingen Hand in Hand
und machten dich zum größten Land auf Erden,
wie du das beste bist, o Vaterland!

So klingt die Reichshoffnung aus amerika-rheinischem Munde am Vorabend der Bismarckschen Gründung. Von Bedeutung ist vor allem die amerika-pfälzische Mundartdichtung, der Bereich des „Penn-